

Es irrt der Mensch.

Roman von H. Courths Mahler.

(7. Fortsetzung.)

Hans v. Trachwitz aber lief aufgeregt in seinem Zimmer umher. Renate hier — unter ihrem Mädchennamen, in abhängiger Stellung wie er! Das mußte überlegt werden. Hier mußte etwas geschehen. Sie durfte ihn nicht so unermittelt sehen, wie er sie. Aber was thun? Er mußte versuchen, sie sobald als möglich allein zu treffen, mußte sich mit ihr auseinandersetzen, sonst — sonst konnte er am Ende gleich wieder sein Bündel schnüren. Fatale Situation! — Also Renate war Gesellschaftlerin, verdiente sich ihren Unterhalt selbst. Dies verdiente Menschentum in dienender Stellung! Zum ersten Male dachte er mit einem Gefühl von Sorge an seine Frau. Bisher hatte er leichtsinnig jeden Gedanken an sie als etwas Unangenehmes vermieden, nun konnte er es nicht hindern, daß ein Gefühl der Selbstachtung sich in ihm regte. Wie, wenn sie nicht die Kraft gefunden hätte, für sich zu sorgen, wenn sie im Glend verkommen wäre?

Er schüttelte diese Gedanken ärgert ab und verteidigte sich damit, daß er eben selbst am Ertrinken war, und der Selbsterhaltungstrieb ist der mächtigste im Menschen. Aber wohl war ihm gar nicht bei dem Gedanken an seine Frau.

„Wenn sie nur vernünftig ist und mit sich reden läßt! Ich muß so bald als möglich mit ihr sprechen,“ sagte er schließlich halblaut vor sich hin. Er wagte es nicht, sein Zimmer zu verlassen, um ihr nicht unvermutet zu begegnen.

„Sie hat sie mir bereits mitgeteilt — ein großer Zettel ist vollgeschrieben.“

„Dann werde ich wohl den großen Lastwagen anspannen lassen müssen,“ redete Rolf.

„Sehen Sie, nun thut es Ihnen schon leid, daß Sie mich zum Mitfahren eingeladen haben. Schließlich könnten Sie unsere Beforgungen auf übernehmen!“

„Ich danke verbindlich. Städtgarn, Mandeln und Kofinen, Wolle und Backpulver — solche gute Sachen braucht Mamsell natürlich schon wieder — das besorgen Sie nur selber, da will ich Sie schon lieber mit in den Kauf nehmen, wenn es sein muß.“

Er sah sie tiefaufsehend mit tommisch resignierter Miene an und sie mußte herzlich darüber lachen.

„Als man sich vom Tisch erhob, fragte er: „Wie lange brauchen Sie zur Toilette? Ich möchte nicht eher anspringen lassen, als nötig ist.“

„Zehn Minuten.“

„Nicht länger? Bravo, Sie sind eine Ausnahme Ihres Geschlechts.“

„Das habe ich auch erst in Tornaun gelernt,“ sagte sie heiter. „früher brauchte ich sehr viel länger zu diesem wichtigen Geschäft. Damals trug ich allerdings eine Frisur, zu der meine Jungfer mindestens eine Stunde brauchte.“

„Die aber unmöglich kleidbarer gewesen sein kann, als Ihre jetzige,“ erwiderte Rolf.

„Das meine ich auch,“ bestätigte seine Mutter. „Freilich gehören dazu solche Prachtzöpfe, wie Sie sie besitzen, Renate.“

Rolf v. Tornaun sah bewundernd auf Frau Werentin's Haar, und er fühlte den brennenden Wunsch, die Radeln aus diesem zu ziehen und die dunklen Flechten zu lösen. Es zuckte ihm förmlich in den Fingerringen, und er mußte sich Gewalt antun, um seinen Wunsch nicht zu verraten.

Eine halbe Stunde später fuhren die beiden auf der Landstraße dahin. Die Sonne brannte heiß hernieder. Ueber den Aedern zitterte die Luft in gleißendem Flimmer. Auf manchen Feldern waren Leute beschäftigt und grüßten die Vorüberfahrenden ruhig und bedächtig, wie es den Landleuten eigen ist.

Die jungen Menschen im Wagen sprachen lange kein Wort. Beide hatten aber das Empfinden, etwas Schönes zu erleben. Rolf wurde es ganz eng um die Brust, er hätte am liebsten einen lauten jauchzenden Schrei ausstoßen können. Sein Athem ging tief und schwer.

Renate sah still und glücklich neben ihm. Sie wurde sich nicht bewußt, warum ein so großes, starkes Glücksgefühl über sie gekommen war. Das blühende, lachende Leben schien seine Arme nach ihr auszustrecken, Kummer und Herzensnoth lagen weit zurück, und eine lange Zeit voll frohen Schaffens vor ihr.

Ohne daß sie wußte, wie es kam, begann sie, sich ihm mitzutheilen. Sie erzählte von ihrer frohen Kindheit, von der Liebe und Güte ihres Vaters, wie er sie gehegt und gepflegt und ihr gute Gedanken ins Herz gelegt hatte und ihren Sinn für das Ideale empfänglich gestaltet.

Mit keinem Wort unterbrach er sie, er fühlte es nur mit innigem Stolz: sie vertraut dir, zeigt dir ohne Scheu das Innerste ihres Wesens. Mit glühenden Worten hätte er ihr dafür danken mögen.

Immer weiter sprach Renate, einem inneren Zwange gehorchend. Auch ihre thörichte Liebe verührte sie und die bittere Erkenntnis, die folgte. Dann aber floß sie. Sollte sie ihm jetzt sagen: ich habe dich und deine Mutter belogen, mein Gatte lebt noch, er hat mich nur verlassen? Nein — jetzt nicht diese schöne Stunde trüben, sich nicht und ihm nicht, der so froh und glücklich neben ihr saß und die Worte von ihren Lippen zu lesen schien!

Sie ging also flüchtig über jene Zeit hinweg. Mit welcher Fröhlichkeit sprach sie von ihrem Kinde, wie es mit den kleinen tappenden Händchen die Sorgen und Schatten von der Stir der Mutter gewischt und ihr in Schmerz und Kummer Stunden festlicher Freude geschaffen hatte.

Und dann die letzte Zeit in Tornaun! Was hatte sich da alles in ihr gewandelt! Viel Thörichtes und Kleines, was von ihr abgefallen, in inniger Gemeinschaft mit der Natur und den beiden arckontenden, gütigen Menschen, die ihr, der Verlassenen, eine zweite Heimath geschenkt hatten, und in impetiver Dankbarkeit ergriß sie seine Hand und drückte ihre rothen Lippen darauf, ehe er sie hindern konnte.

„Renate — was thun Sie!“ rief er erschrocken und zog seine Hand zurück. Die Stelle, die sie mit ihren Lippen berührt hatte, brannte heiß.

Sie war bei seinem Ausruf zusammengekauert, ihr Name, von seinem Mund gesprochen, klang ihr wie etwas Neues ins Ohr. Sie strich be-

fangen über ihre Stirn und erschauerte nun selbst über ihr rasches Thun.

Er sah es ihr an und ärgerte sich über sein Ungeheiß. Nun hatte er sie verächtelt. Sie wurde still und zurückhaltend mit einem Male, und doch hatte eben ihr Herz offen vor ihm dagelegen, und er hatte einen Blick thun dürfen in eine stolze und doch weiche, liebevolle Frauenseele.

Dann zeigte er ihr plötzlich die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Sie haben mir dadurch eine große Freude gemacht.“

Sie legte ihre Hand in die seine und sah ihn dankbar an, und er fand, daß seine Worte feil und hölzern klangen und nichts, gar nichts von dem Jubel verriethen, der ihn erneut durchdrang, als er ihre schmale schöne Hand in der seinen hielt. Er zog diese Hand, die ein wenig bebte, an seine Lippen und küßte sie — innig und anständig.

Still saßen sie dann wieder nebeneinander, bis sie im Städtchen ankamen und vor dem Gasthof abstiegen.

Als sie, auf seine Hand gestützt, aus dem Wagen sprang und die Straße hinabblitzte, lehnte sie sich plötzlich mit jähem Schreck an den Wagen und starrte todtenblau auf eine männliche Gestalt, die sich mit eiligen Schritten entfernte. Etwas in Gang und Haltung erinnerte sie zwingend an Trachwitz. Sie schauerte zusammen, als habe sie am hellen Tage ein Gespenst erblickt.

Tornaun sah sie besorgt an. „Was ist Ihnen?“

Sie raffte sich auf und lächelte. „Nichts — nur ein plötzlicher Schauer. Hier ist es kühl und auf der Fahrt brannte die Sonne.“

Er ließ eine Erfrischung bringen, sein Blick blieb aber in Sorge an ihr haften.

Nach einer Weile fragte er: „Ist Ihnen wieder besser?“

„Ganz gut. Bitte, machen Sie sich keine Sorgen, es war wirklich nur ein Nervenschauer. Ich fühle mich wieder ganz wohl und will nun schnell meine Beforgungen machen. In einer Stunde ungefähr bin ich fertig.“

„Gut — dann treffen wir hier wieder zusammen.“

Ueber Renates Freudigkeit war ein grauer Schatten gefallen. Der fremde Mann, der längst ihrem Blick entchwunden war, hatte die Erinnerung an ihren Gatten mächtig wachgerufen, und ein Gefühl dumpfer Bangigkeit, als stände ihr Schlimmes bevor, überfiel sie.

Sie besorgte ihre Einkäufe und kehrte dann in den Gasthof zurück. Immer sah sie dabei nach dem Fremden aus, er blieb jedoch verschwunden.

In dem kleinen Wirthsgarten wartete sie auf Rolf, ahnungslos, daß jener Fremde sie durch die Fenster eines Hinterzimmers heimlich beobachtete.

Es war in der That Trachwitz, der für die Baronin einen Auftrag in der Stadt auszuführen hatte und, als er sein Pferd einstellte, den Tornauner Wagen hatte kommen sehen.

Er hatte sich eiligst entfernt und nach seiner Rückkehr in dem Hinterzimmer verborgen, bis er sicher sein konnte, Renate hier nicht mehr zu begegnen.

Als Rolf zurückkehrte, trat er sofort zu ihr. „Nun — alles zur Zufriedenheit erledigt?“

„Ja. Sie sind auch fertig?“

„Wir können sofort den Heimweg antreten.“

„Lassen Sie uns noch ein Weilchen hier sitzen. Es ist so schön still hier.“

Er nahm ihr gegenüber Platz.

Renate war es, als hielte sie etwas fest auf diesem Plage. Sie fühlte sich geängstigt und belommen.

Rolf sah sie prüfend an. „Sie gefallen mir gar nicht, Frau Werentin. Ich fürchte doch, Sie sind nicht ganz wohl. Sie wurden vorher beim Aussteigen bleich wie der Tod.“

Sie überlegte, ob sie ihm eine Erklärung geben sollte. Ihr plötzliches Erschrecken war doch gar zu auffallend gewesen. „Ich will Ihnen nur gestehen, daß mich etwas erschreckt hatte vorher, sonst machen Sie sich noch unnötige Sorgen.“

„Erschreckt?“

„Ja, ich sah einen Herrn, der mich lebhaft an einen Verstorbenen erinnerte. Darüber erschauerte ich.“

„Ihre Furcht doch nicht auf.“

Sie sah vor sich hin und erwiderte leise: „Nein, die Todten nicht.“

„Darf ich wissen, an wen Sie erinnern wurden? An Ihren Gatten vielleicht?“

Sie seufzte. „Ja — an ihn.“

Rolfs Gesicht wurde ernst. Die junge Frau hatte augenscheinlich doch noch nicht überunden, und so lange ihre Erinnerung an ihren Gatten so lebendig blieb, war für ihn noch nicht die Zeit, sie zu gewinnen.

Schweigend fuhren sie heim.

glaubte, Rolf reite hier vorüber und wandle sich um.

Dicht hinter ihr hielt der Reiter, und im fassungslosen Schreck stieß die junge Frau einen leisen Schrei aus. Neben ihr sprang Hans v. Trachwitz vom Pferde und stand dann eine Weile vor ihr, sie stumm betrachtend.

„Mein Anblick scheint keine angenehmen Gefühle in dir zu wecken, Renate“, sagte er lächelnd. „Verzeihe, daß ich dich erschreckte, es mußte sein.“

„Du — wie kommst du hierher?“ stammelte sie, am ganzen Körper zitternd.

„Ich habe in Bertow eine Stellung als Stallmeister angenommen. Ich hatte natürlich keine Ahnung, daß ich dich hier in der Nachbarschaft wiederfinden würde.“

„Das glaub' ich dir“, sagte sie bitter. „sonst wärest du wohl nicht hierhergekommen.“

„Doch. Erstens, weil sie keine Wahl geblieben wäre, und dann — weil mir daran lag, dich wiederzusehen.“

„Was willst du von mir?“

„Was ich von dir will?“

„Ja, das möchte ich wissen. Zwischen uns gibt es keine Gemeinschaft mehr.“

„So sprichst du zu mir, die mich einst so sehr —“

„Schweig — rühre daran nicht! Du weißt, daß du meine Liebe gemordet, mit Füßen getreten hast, schon ehe du mich hilflos, dem Glend preisgegeben, verließest.“

„Als ob mir ein anderer Ausweg geblieben wäre! Höchstens eine Kugel vor den Kopf!“

Sie sah ihn mit düster flammenden Augen an. „Lüge wenigstens nicht!“ sagte sie eifrig.

Er lachte höhnisch auf. „Sentimental scheint du nicht mehr zu sein. Schade, daß du mit früher nicht zuweilen Proben dieses Temperaments gegeben hast. Vielleicht wäre manches anders mit uns geworden. Die Temperamentvollen sind immer mein Genre gewesen.“

„Du lägst weiter. Du hast dir ja nie Mühe gegeben, mein Wesen zu ergründen. Dein Interesse war anderweitig zu stark gefesselt.“

„Famos parit. Du hast gelernt, dich zu wehren. Auch schöner bist du geworden. Ich wäre im Stande, mich nachträglich noch in meine Frau zu verlieben.“

„Schweig — ich verbiete dir diesen Ton!“

Er klopfte lächelnd mit der Peitsche an seine Stiefel. „Verbieten laße ich mir von meiner Frau ganz sicher nichts.“

„Ich bin deine Frau nicht mehr.“

„Wir sind doch nicht geschieden, so viel ich weiß.“

„Ich habe bereits Schritte dazu gethan.“

„Ah — so eilig hattest du es! Nun, sei unbesorgt, jetzt verbietet mir die Vernunft, mich in dich zu verlieben. Ein armer Kerl wie ich darf nun einmal seinem Herzen nicht folgen.“

„Was willst du also von mir?“

„Das ist nicht so schnell gesagt. Erstens wollte ich dich nur auf meinen Anblick vorbereiten, damit du in der Ueberraschung nicht verräthst, daß du nicht meine — Wittve bist, wie du hier angegeben hast —“

„Ich that dies nur, um die Stellung in Tornaun zu erhalten, denn man suchte eine Dame ohne Familienanhang.“

„Schön — mir paßt das ebensogut in meinen Plan, als daß du meinen Namen abgelegt hast. Ich für meinen Theil gelte als unterheiratet. Du wirst im eigenen Interesse diese Angabe so wenig in Abrede stellen, als ich die deine. Soweit wären wir also im Klaren.“

Sie antwortete ihm nicht.

Er fuhr nach einer Pause fort: „Du sprichst von Scheidung. Welche Schritte hast du denn unternommen?“

„Wende dich an Doktor Hellmann in Berlin. Er hat die Vollmacht von mir, diese Angelegenheit so bald als möglich zu ordnen, ohne mich mehr als nötig damit zu behelligen.“

„Gut — dann will ich mich sofort an ihn wenden, denn auch mir liegt daran, daß unsere Scheidung raschestens erfolgt.“

Sie ähmte wie erlöst auf.

„Ich lächelte höhnisch. „Ah, du hastest Furcht, daß ich dich gegen deinen Willen festhalten wollte! Nein — den Luxus kann ich mir nicht gestatten, obwohl —“ er sah sie mit flimmernden Augen an — „obwohl ich's brendend gern thun würde. — Ich war ein Narr, daß ich dich damals vernachlässigt habe, allein —“

„Bitte, erlaß mir das weitere. Ich weiß schon mehr, als mir lieb ist.“

„Gut, lassen wir das. Also wir sind einig darüber, daß wir uns scheiden lassen wollen, und daß unsere gegenseitigen Beziehungen tiefstes Geheimniß bleiben?“

„Nein — das letztere nicht. Durch dein Hiersein hat sich die Sachlage geändert. Es hat mich schon lange bedrückt, nicht ganz aufrichtig gewesen zu sein. Jetzt werde ich reden. Du greiffst, in welcher Lage ich mich befinde.“

„Ja, es ist zuweilen sehr unangenehm, wenn die Todten auferstehen. Trotzdem muß du weiter schweigen. Ich will ganz offen mit dir reden. Ich habe einige Aussicht, die Hand der Baronin Bertow zu gewinnen.

Diese Aussicht würde mir zerstört, wenn sie plötzlich erführe, daß du meine Frau bist. Du begreifst, daß diese Heirat die einzige Möglichkeit für mich ist, wieder emporzukommen. Auch für dich kann ich nur dann etwas thun.“

„Ich verzichte auf deine Hilfe. Ich ziehe vor, mich selbst zu erhalten.“

„Welch stolzer Wahn!“

„Es wäre besser, du besähest ihn auch, statt dich darüber lustig zu machen.“

Er verneigte sich spöttisch. „Du hättest wahrhaftig besser nach Amerika gepöht, als ich. Da drüben haben die Menschen auch so sonderbare Ansichten über die Arbeit. Nun — bei dir spricht wohl das bürgerliche Blut der Krämer mit, von denen du abstammst — ich bin zu sehr Aristokrat, um dich zu verstehen. Jedoch ich will dich nicht hindern, nach deiner Façon selig zu werden, wenn du mich ruhig meinen Weg gehen lassen willst.“

„Thue, was du nicht lassen kannst, nur verlange nicht, daß ich gegen Tornaun länger schweigen soll.“

„Gerade das muß ich aber verlangen. Tornaun sind mit der Baronin eng befreundet, es bliebe nicht aus, daß sie von unseren Beziehungen erführe.“

„Das wird mich alles nicht hindern, noch heute zu reden,“ sagte sie gepreßt, aber bestimmt.

Er richtete sich straff zu seiner vollen Höhe empor und sah finster zu ihr hinüber. Schweigend mahen sie sich, wie ein paar Krieger vor dem Kampfe. Dann trat ein weicher, fliehender Ausdruck in seine Augen, ein Ausdruck, dem Renate früher nie hatte wiedersehen können, und der sie auch jetzt unruhig machte.

„Nun gut, Renate. Thue wie du willst. Nur eines laß dir noch sagen. Wenn du unser Verhältnis offenbarest, und es wird bekannt, daß ich dich verlassen habe, dann ist es mir nicht nur unmöglich, mich um die Baronin zu bemühen, sondern ich verliere auch meine Stellung. Ich stehe dann dem Nichts gegenüber. Na — wie du willst, schade ist es ja schließlich um solchen Kerl, wie ich einer bin, nicht. Aber du? Wie ich dich kenne, wirst du keine ruhige Stunde mehr finden bei dem Gedanken, daß du mir die einzige Möglichkeit, zu leben, abgeschnitten hast.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Judenstadt.

Wer aus dem Westen nach dem europäischen Orient kommt, kennt sich nicht gleich aus, ob er einen Türken, einen Araber, einen Bulgaren, einen Griechen oder einen Juden vor sich hat. Er muß erst seinen lernen hier unten in Saloniki, dann lernt er auch unterscheiden. Und dann sind auch die Juden — und es gibt fast nur Juden: von 130,000 Einwohnern sind es 95,000 — den Juden im Westen so ganz unähnlich. Es sind hochgewachsene, hagere Menschen mit klugen und stolzen Augen. Männer mit langen Patriarchenbärten und pelzberbrämten Raftans durcheilen die schmalen Gassen. Leppige und doch elastische Frauen mit schwarzen Augen und einer grünbehangenen Haube halten in schattigen Winteln ihren Morgenschwam. Kleine Judenkinder lärmen und lachen auf den Straßen. Fast jede Gasse hat ihre Synagoge. Die in vier Sprachen gehaltenen Firmenschilder der Kaufläden weisen neben den Lettern der lateinischen, türkischen und griechischen Schrift auch die der hebräischen auf. Ja, mancher Straßennamen ist an den Ecken der Gassen nicht nur auf türkisch, sondern auch auf hebräisch verzeichnet.

Es gibt wohl kaum eine Thätigkeit, kaum ein Geschäft in Saloniki — außer dem Verkauf von Schweinefleisch — das der Jude nicht betreibt. Als Hamal (Lastträger) schleppt er im Hofen die schwersten Lasten. Als Stiefelpuger, der für einen Metallist (ein Gens) arbeitet, drückt er sich an den Straßenecken, vor den Cafés und Speisehäusern herum. Als Händler durchzieht er laut schreiend mit seinem Tragbügel, an dem zwei Kiefernkörbe mit Geflügel, Obst oder Brantkram

baumeln, die Gassen der Stadt. Als Limonadenverkäufer preist er den Inhalt seines mit Blumen geschmückten riesigen Thontruges an. Er ist Barbier und Arzt, Kammfäher und Gelegenheitsmacher. Aber er ist auch Handwerker. Wir finden ihn als Glaser und Schuhmacher, als Sattler und Tischler, als Maurer und Goldarbeiter, als Bäcker und Fleischer. In dem großen Bazar in der Mitte der Sabri Passastraße ist der Jude der alles beherrschende Geschäftsmann. Hier schaukelt er im Kleinhandel und hier hält er elegante Etablisements, wie sie Wien und Paris nicht besser bieten können, dem kaufstüchtigen Publikum offen. In den großen Banken sitzen Juden an den maßgebenden Stellen. Juden dirigieren die meisten der besseren Hotels, in denen sie bis hinunter zum Portier und Dragoman vertreten sind.

Es ist Spätnachmittag am Freitag. Der mohammedanische Sonntag geht seinem Ende zu und der Sonntag der Juden will beginnen. Noch ist die Sonne nicht gesunken. In den Gassen ist ein Gewooge und Gedränge von Menschen, wie an keinem anderen Tage der Woche. Die Haremfrauen, die ihren Sonntag in stiller Bescheidenheit, Zigaretten rauchend und Süßigkeiten knabbernd am Meeresufer genießen, haben ihren Besuchungen zu. In schwarzer Seide verhummt, trotten sie auf ihren Holzsandalen in Trupps, zu Sechsen oder Achtern, durch die Gassen. Durch diese schwarzen Gestalten schieben sich in nicht minder eiliger Hast die blauen, gelben oder schwarzen Raftane der Juden. Die letzten Einkäufe für den Schabbes müssen gemacht werden. Die Verkäufer halten ihre Waaren nur kurze Zeit feil. Ganze Straßenzüge sind von ihnen gefüllt. Da steht Jude neben Jude. Der verkauft nur Leber, der andere Hammelköpfe, der dritte Rippenfleisch usw. Das ist die Gasse der tofcheren Schlächter. Dann kommt die der tofcheren Geflügelhändler. Auch dort ist alles rituell geschlachtet. In der Gasse der Fischhändler werden nur solche Flossenthiere feilgeboten, die das Gesetz Moses zu essen gestattet. Die Bäcker und Kuchenbäcker füllen mit ihren Waaren gleichfalls einen ganzen Straßenzug. Ebenso die Obst- und Gemüsehändler, in deren Gasse das Roth der Tomate, das Gelbgrün des auf Schnüren gereihten Knoblauchs und das Weißgrau der Zwiebeln alle anderen Farben ertönt. Kauf und Verkauf geht hier nicht so still vonstatten, wie in den Gassen der türkischen Händler. Hier tost und braust ein Lärm von ungezählten, laut schreienden Menschenstimmen, die sich nicht überhören lassen wollen. Und das geht so fort, bis die Sonne gerade noch voll über dem Horizont sichtbar ist. Dann wird es still. Die Händler packen ihre Waaren zusammen und die Käufer ziehen mit gefüllten Taschen heimwärts, den Sabbat würdig zu empfangen.

Und die Sonne sinkt und eine neue kommt und grüßt den Samstag in Saloniki. Die laute und geschäftige Stadt ist still und untätig geordnet. In den Morgen- und Mittagstunden füllen die zahlstreicheren Synagogenbesucher die Gassen. Nun, da der Nachmittag gekommen, ist die breite Hafensstraße in einen einzigen großen Kaffeebausgarten verwandelt. Tische und Stühle sind bis hart an den Meeresstrand gerückt. Dort sitzen die Jungen beim Bier und Kaffee. Sie lachen und scherzen, spiritieren und philosophieren. Keiner raucht. Das Rauchen ist den Juden am Schabbes verboten und waage einer sich gegen dieses Verbot aufzulehnen und am Samstag mit brennender Zigarre auf offener Straße oder in einem öffentlichen Lokale zu erscheinen, so würde ihm — erzählt mir der jüdische Dragoman eines Hotels — sicherlich der erste beste des Weges einherkommende Glaubensgenosse die Zigarre aus dem Munde schlagen.

So mancher kann zehnmal das für ihn vorbereitete Rep spüren, wenn nur der Köder gut ist, er geht doch hinein.

Der Pantoffelhieb.



Doktor (zum Kranken, den vor einem halben Jahr sein böses Weib gestorben): „Sie können noch lange leben, wenn Sie sich halten!“

Patient: „Schon recht, Herr Doktor, aber denken Sie nur an Empfang von meiner Seligen, wenn ich so spät nachkomm!“